

Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 37

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die feierliche Bestattung dieser bei einer unvermuteten Inspektion zutage geförderten Güterli jeden Formats fand in einem Massengrab beim Walde von Dampheux statt. So tief empfundene Tränen sind noch nie von Soldaten an einem Grabe geweint worden! Zum erstenmal wurde der „Cholbehausi“ von Schwermut befallen und die grollende Stimme des Bauchredners war ein einziges Jammern. — Und der „Zwätschgegrind“ meinte, unter diesem preußischen Regime werde er das Neujahr nicht überleben. Kurz und gut, es herrschte ein allgemeines Wehklagen.

Was uns Courgenay außer den beliebten Ausflügen in die Grenzgebiete des Doubs sonst noch an Stoff zum Diskutieren gebracht hatte, waren verschiedene Abkommandierungen. So wurden z. B. viele Pöfster wieder aus der Truppe gezogen und zu den immer größer werdenden Feldpoststäben versetzt. Mochten auch alle andern Verbindungen reißen, durch das Band der schmutzigen Wäsche blieb man nun einmal doch mit dem Vaterhause verbunden, wir sahen die Feldpost lieber als die Sanität. — Diese Abgänge wurden sofort ersetzt durch Leute aus dem Depot, die da irgendwo bei Worh langweiligen Dienst taten und sehnsüchtig den Abmarsch an die „Front“ erwarteten. Junge Offiziere, welche ihren Grad noch nicht abverdient hatten, mußten in die Kasernen einrücken. Ueberzählige solcher aus andern Einheiten nahmen dann vorübergehend deren Platz ein. So auch bei uns. Die Aspiranten machten ihre Offizierschule fertig.

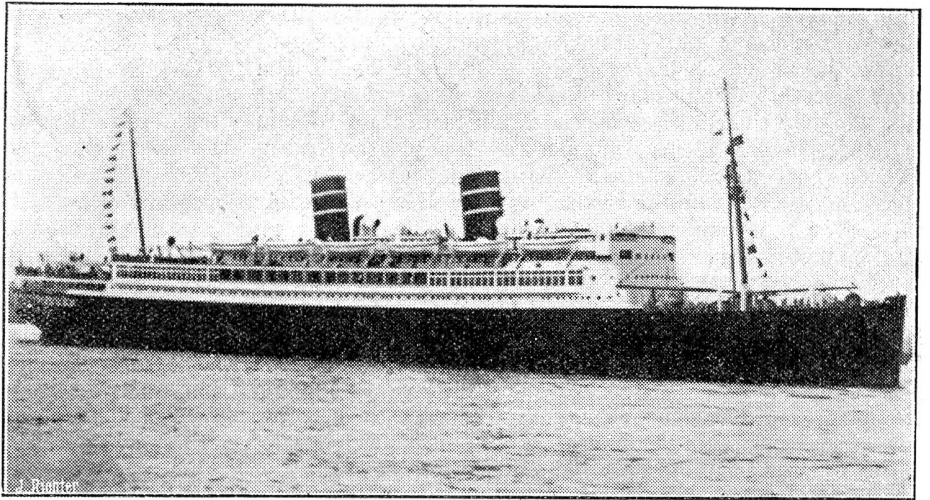
(Schluß folgt.)

Bettag.

Was hätte unser Volk in der heutigen Zeit dringenderes zu tun als wirklich zu beten! Viele sind zwar noch anderer Meinung, sie glauben mit neuen politischen Einrichtungen und einem andern Wirtschaftssystem könnten Krisis und Not überwunden werden. Es werden ja gewaltige Anstrengungen gemacht. Man muß nur über die Grenze schauen, dann sieht man, daß man von einschneidenden Umwälzungen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet nicht zurückschreckt. Aber sind durch diese Maßnahmen, die nur mit Gewalt, ja, nicht einmal mit der Strenge des Gesetzes durchgeführt werden können, die Verhältnisse etwa so geworden, daß wir unsere dagegen eintauschen möchten? Haben wir nicht vielmehr die Ueberzeugung, daß die gigantischen Anstrengungen mit Feuer und Schwert eher einem Turmbau zu Babel gleichen als einer Errettung aus Not und Armut!

Daran will eigentlich der eidgenössische Bettag das ganze Volk erinnern, daß es angewiesen ist auf die Gnade und Hilfe Gottes. Wir haben es etwas vergessen, daß wir einen Herrn über uns haben, der, ob wir wollen oder nicht, unser Geschick in den Händen hält. Wir wissen es aus der Weltgeschichte, daß noch über jedes Volk das Gericht hereinbrach, wenn es etwa der Meinung war, es könne sein eigener Gott sein. Stehen wir nicht unter einem solchen Gericht? Verstehen wir die Zeit immer noch nicht? Ist es noch nicht so weit, daß auch unser Volk die Not beten lehrt?

Eidgenössischer Bettag! Unsere Väter sagen es uns, daß an Gottes Segen alles gelegen. Nicht auf sich selber haben sie vertraut, aber auf Gott und darum sind sie ein starkes, tragfähiges Volk gewesen. Wir haben allzuleicht



Das amerikanische Postschiff „Morro Castle“, das durch einen Brand vernichtet wurde.

An Bord des amerikanischen Postschiffes „Morro Castle“ ist eine Feuersbrunst ausgebrochen, in der Nähe der Küste von New-Jersey. Die Mehrzahl der Passagiere sind dabei ums Leben gekommen. Unser Bild zeigt das Postschiff „Morro Castle“.

den Glauben der Väter preisgegeben, wir haben damit auch die Kraft, die Zuversicht und die Festigkeit verloren und stehen wie ein schwankendes Rohr im Sturme der Zeit. Der eidgenössische Bettag will uns sagen, wo die einzige Kraftquelle liegt für den Einzelnen und für das ganze Volk. Wenn wir als Volk uns wieder dieser Quelle zuwenden würden! Dann müßte uns wahrhaft um die Zukunft unseres Landes nicht bang sein. Ein gottesfürchtiges Volk steht unter dem Machtschutz Gottes und ist nie verloren.

Wenn es uns ernst ist mit unserer Liebe zu unserem Vaterland, dann können wir nichts Besseres tun, als am Bettag Gott bitten, daß er uns unsere Abkehr und unsere Selbstüberhebung nicht zurechnen, sondern vergeben möge. In aller Stille wollen wir Einkehr halten, daß unser Blick klar wird für das, was unser Volk so nötig hat. Gott will ein gehorsames Volk, ein Volk, das seine Gebote und Ordnungen hält, dann aber ist dieses Volk auch des göttlichen Segens gewiß. Wollen wir so Bettag feiern, daß wir wahrhaft Gottes Volk werden? F.

Rundschau.

Völkerbundsgeschäft.

In Genf wird einmal ein sicheres Geschäft behandelt und unter Dach gebracht. Rußland soll aufgenommen werden. Das wollen die Westmächte, das will auch Italien. Aus Staatsraison muß es sein. Verstünde Hitler die Lage, er könnte sich auch heute noch zwischen den Westen und Rußland drängen, könnte Frankreich gewinnen — aber freilich, dann wäre das Dritte Reich nicht das Dritte Reich, und die Aufrüstung bestünde nicht, und viel anderes bestünde ebenfalls nicht: Kein Judenboykott, keine Devisennot, kein Rohstoffmangel u.

Wie froh man im Westen wäre, jenen Weg zu gehen, den die unentwegten Feinde der Soviets gehen möchten, verraten eine Reihe von französischen Zeitungsstimmen zum schweizerischen „Rein“. Der Entscheid von Bern wird gewertet als moralischer Protest gegen die Diktatur und die bis heute weiter gepflegten Methoden des Bürger- und Klassenkriegs. Gottseidank gibt es eine Stimme, sagt ein französisches Blatt, die sich gegen die Zertretung des Menschen in Rußland wendet. Wenn andere Blätter erbittert sind, zum Beispiel englische, so sind sie es nicht aus klaren Gründen. Die einen meinen allen Ernstes, die Aufnahme der Russen diene der Weltbefriedung und der vollständigen Be-

seitigung der Zerrissenheit in Wirtschaft und Politik. Das aber sagt niemand klar heraus, daß man die Russen ganz einfach haben will, um den Ring, in den sich das Dritte Reich begeben, enger zu schließen. So wie sich die Amerikaner mit Moskau eingelassen, um einen Partner gegen Japan zu haben, so der Westen, um sich vor den zu erwartenden Streichen des „Ausbrechers in Berlin“ zu sichern. Es ist ja nicht der Friede, sondern der Kriegsplan, das Ringen um möglichst sichere Positionen für den allfälligen Handel, welche die Direktiven geben.

Nun bemühen sich die Franzosen, ihrem neuen Freunde keine allzu beschämende Aufnahme zu bereiten. Eine einstimmige Einladung an Rußland, wie sie vorgeesehen, ist nicht mehr möglich. Deswegen tun sich die wichtigsten Großmächte zusammen und laden von sich aus ein. Unter dem Dokument müssen recht viel Unterschriften stehen, dann melden sich die Russen sicher an.

Ferner werden allerlei Probleme geklärt. Gegenwärtig verhandelt man mit den Polen. Die sind einverstanden, daß Rußland als Großmacht einen ständigen Sitz bekomme, nur wollen sie auch als Großmacht anerkannt werden und auch einen solchen ständigen Sitz haben. Das ist für sie wichtig. Sie gehören zu jenen Staaten, die seinerzeit „Minderheitengarantien“ unterschreiben mußten, über die bekanntlich Herr Calonder in Oberschlesien und andere Herren zu wachen haben. Wenn nun Rußland plötzlich als Völkerbundsmacht wegen der Behandlung der Ukrainer reklamiert? Polen will ihm diese Waffe aus den Händen schlagen. Um die „Garantien“ wirkungslos zu machen, sollen sie auf alle Staaten ausgedehnt werden. Das ist sehr schlau: Keiner wird mehr dem andern dreinreden, wenn jeder fürchten muß Im übrigen hat Polen entschieden. Für Rußland? Ja! Für einen ständigen Sitz? Ja! Zum „Ostlocarnopakt“ aber Nein!

Und so wie Polen werden andere schließlich Ja sagen. Ob jedoch ein einziger von ihnen einen Finger rührt, falls Japan den Sprung auf Wladiwostok wagt? Das liegt außerhalb von Frankreichs Plänen. Vorgeesehen ist nur jene Aktion, die vor Zeiten der Zar mit Poincaré gegen Wilhelm II. schon einmal beschlossen!

Aus dem spanischen „Völkerbund“.

Straffe Unionen bilden sich, zerfallen wieder. In Spanien geht der Gliederungsprozeß unter Schmerzen weiter. Madrid verbietet baskische Provinzialtagungen, verhaftet baskische Bürgermeister, erfährt als Antwort die Demission von vier Fünfteln aller Gemeindebehörden im Baskenlande. Ob gerade die republikanischen Katalanen den streng rechtsgerichteten Basken zu ihrem Nationalstatut verhelfen sollen? Dieser Tage ließ in Barcelona die Behörde den Staatsanwalt verhaften, weil er das — katalanische Statut beschimpfte

Momentan versucht die Zentralregierung die stillen Verbündeten aller Autonomisten, die Arbeiterorganisationen, zu vernichten. Sozialisten, Syndikalisten und Kommunisten erleben wieder einmal ein Parteiverbot und Schließung ihrer Zirkel. Anlaß bildete der eintätige Generalstreik in Madrid, dem Bewegungen im ganzen Lande folgen. Die Anarchisten leben noch: Den Beweis liefert ihr altes Zentrum Gijon.

„Sprung über ein Jahrhundert“.

In einer Zeit wie der heutigen, die den gehekten Menschen von Bangigkeit zu Bangigkeit wirft und die Unsicherheit mit jedem neuen Jahr erhöht, entstehen Versuche, voraus zu schauen, über die Klippen hinweg ins offene Meer oder in den sichern Hafen zu spähen, sich ein Bild zu machen von den Zuständen, welche sein werden, wenn unsere Nöte

einmal hinter den leidenden Generationen liegen. Ein solches Buch legt uns Francis D. Pelton vor. Robert Holl hat es nach dem Englischen deutsch gegeben, und der Gotthelfverlag in Bern gibt es heraus. Es könnte eigentlich ganz gut deutschen Ursprungs sein, ist doch der Schauplatz des Geschehens das Deutschland des Jahres 2032. Soweit voraus wagte sich der Engländer Pelton ein Bild zu machen.

Phantasiervolle Einleitungskapitel begründen die Möglichkeit der Vorausschau. Mit Hilfe der „Zeitmaschine“ (einer literarischen Erfindung des Herrn Wells) kurbelt sich der Held des Buches aus dem 20. Jahrhundert ins 21. Jahrhundert. Spukhaft jagen sich die Sonnenauf- und -untergänge, bis 100mal 365 und noch einige „Schaltdrehungen“ vorbei sind, und schon landet der Zeitgenosse in einer „andern Zeit“ — für seine Mitlebenden gilt er als verschollen. Bestaunt, bemitleidet, im Radio gleich dem ganzen Kontinent verkündet, fängt er sein neues Leben an. Das erste, was ihm begegnet: Er bekommt ein Schedbuch ausgehändigt. Dedung? Die leistet natürlich die neue soziale Gesellschaft, aber nur auf der Basis einer realen Annahme: Er wird natürlich etwas zu leisten haben. Vorderhand bürgen seine neuen Bekannten, die sich als seine Verwandten in späterer Generation erweisen, für ihn. Im übrigen hat „Jeder ein Schedbuch“. Es wird dem Staatsbürger einfach ausgehändigt — zur Dedungsfrage antwortet jene Zeit eben etwas anderes als die unsere. Geleistete Arbeit wird jedem auf sein Konto gutgeschrieben, verkaufte Produkte erhält jeder mit Scheds der Käufer bezahlt — bei Vorweis an der bestimmten Stelle wird ihm jeder auf die Habenseite gebucht. Alle Kontos „marschieren weiter“ — die Bilanzen stimmen schlussendlich, gerade weil dieser Schedverkehr Absatz und Arbeit verbürgt.

Der Held macht dann eine Reihe von überraschenden Entdeckungen. Zum Beispiel merkt er, daß ein richtiger Weltbund der Kulturenationen besteht, daß die alten Grenzen, Gegensätze, Konflikte, Heere, Kriege nicht mehr bestehen. Er erfährt, wie das zugegangen: Ein Erfinder hat Frankreich und Deutschland gezwungen, sich zu verständigen und die Basis für diesen Weltbund zu legen: Er „einigte“ alle mit einem „Todesstrahl“, der andere Waffen illusorisch machte. Zur Beseitigung der deutsch-französischen Erbfeindschaft wurden deutsche und französische Grenzlande zu einem Mittelreich vereinigt, und diesem neutralen Streifen schlossen sich Belgien, Holland und die Schweiz an. Von einer „Entnationalisierung“ war aber dabei nirgends die Rede. Die Staaten wurden bedeutungslos im Bunde; die Völker dagegen wurden soviel wie alles.

Der Held fragt nach dem eigentlichen Wesen der „neuen sozialen Ordnung“. Er entdeckt, daß es auf den bäuerlichen Markgenossenschaften beruht, deren riesige Kaufkraft ungezählte Gewerbe und Industrien ermöglicht. Zu seinem Staunen dehnt sich Berlin in einer Größe aus, die ganze Provinzen umschließt — eigentlich besteht das alte Berlin nicht mehr. Es ist einfach ein riesiger Zählrahmen von Dörfern. Wie war dies Wunder möglich? Dadurch, daß die Entwicklung die ostelbischen Großgrundbesitzer zwang, ihre Güter an die Pächter abzutreten. Ueber die Anteilhaftigkeit des Einzelnen kam man zur Genossenschaft mit persönlicher Haftung und sehr weit gehendem persönlichem Besitz.

Selbstverständlich besteht auch der Staudamm bei Gibraltar, und das halbe Mittelmeer ist Kulturboden geworden. Und so weiter. Unmöglich, zu sagen, was in der trodenen Darstellung für eine Fülle von Gedanken ausgesprochen wird: Ueber Führer und Gefolgschaft, über Sozialismus, Kapitalismus, Anarchismus — und über den Mut im Menschen, das „Fünklein“, ohne das niemand ein Werk beginnen, geschweige denn fördern kann, über die Einheit von „Wissen und Gewissen“, die niemals erreicht werden kann, wenn nicht der Mensch mit seiner Wirtschaft zum Frieden kommt.